Böse Zungen.

Kriminal-Erzählung von E. Hainberg.

(9. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Sie haben auch sofort nach Bekanntwerden des Mordes ein Telegramm an die Schwester der Forstmeisterin abgesandt. Sie sagten vorhin, daß Ihr Verkehr in letzter Zeit ein sehr nachlässiger gewesen sei. Wie konnten Sie alsdann, ohne den Auftrag dazu zu haben, eine Depesche an die junge Dame senden, welche dieselbe zurückruft?"

„Ich sehe, daß Sie noch immer Mißtrauen gegen mich hegen. Und mir schien es doch eine einfache That der Freundespflicht. Ich sagte mir, daß bei der Plötzlichkeit des hereingebrochenen Unglückes die Frau Forstmeister in ihrer ersten Verwirrung weder Gedanken noch Gelegenheit dazu finden werde. Und doch schien es mir natürlich, daß die eine Schwester der anderen in ihrer Noth beisteht. Eine Erkundigung auf dem Telegraphenamte bestätigte mir, daß noch keine Depesche aus dem Forstmeisterhause abgegangen war. Ich war beiden Damen in Freundschaft verbunden, warum hätte ich Fräulein Elly von Merlin nicht von dem schweren, die Schwester betroffenen Unglück unterrichten sollen?"

„Und doch," sagte der Rath kalt, „ist das nicht geeignet, den Verdacht, welcher Sie mit der Ermordung des Forstmeisters in Verbindung bringt, abzuschwächen. Die Verdachtsmomente, die Auffindung der Waffe, welche Sie selbst als Ihr Eigenthum anerkennen, ferner, daß mit derselben Waffe der Forstmeister getödtet worden ist, und, als letztes stark gravirendes Moment, Ihre eingestandene Neigung zu der Gattin des Forstmeisters —"

„Herr Gerichtsrath!" sagte Frank mit gehaltener Ruhe, „ich habe Ihnen schon einmal erklärt: Meine Neigung galt dem damaligen Fräulein von Merlin, die Gattin des Forstmeisters hatte damit nichts zu schaffen."

Der Gerichtsrath zuckte die Achseln. Frank glaubte in seinen Mienen zu lesen: „Sprich doch, was Du willst, wir glauben Dir doch nicht."

Auch Frank schwieg, jedes weitere Wort schien ihm überflüssig.

„Sie werden einsehen," sagte jetzt der Amtsgerichtsrath, „daß ich nach Lage der Dinge gezwungen bin, Sie in Untersuchungshaft zu nehmen."

„Ich sehe das ein," erwiderte Frank sarkastisch, „und werde mich dem fügen. Es wird ein Tag kommen, wo sich dieser unselige Irrthum aufklären wird, bis dahin bin ich Gefangener, Herr Amtsgerichtsrath."

„Jetzt kann ich nicht anders handeln, die Umstände zwingen mich dazu." — — — —

Der Gerichtsrath war nach dieser Verhandlung doch einigermaßen stutzig geworden. Er hatte geglaubt, so sicher Alles durchschaut zu haben, daß kein Irrthum mehr möglich sei. Die sichere Haltung Frank's, die so gar nicht der eines Verbrechers ähnelte, ließ ihn irre werden. Es wollte ihm scheinen, als hätte er viel zu sehr fremden Einflüsterungen Gehör geschenkt, die von heimlichen Zusammenkünften zwischen Frank und der Gattin des Forstmeisters wissen wollten. Da wäre es denn einigermaßen erklärlich gewesen, wenn ein leidenschaftlicher Mensch, der sich den Besitz der Geliebten sichern will, den Gegenstand, der ihm dabei hindernd im Wege steht, zu beseitigen sucht. Und es waren außerdem so manche Momente zusammengetroffen, die scheinbar auf die Thäterschaft Frank's hinwiesen. Hauptsächlich das Auffinden der Waffe Frank's, der Umstand, daß von sachverständiger Seite festgestellt war, daß die Waffe vor Kurzem entladen, ferner, daß die aufgefundene Kugel in dem Leichnam genau in den Lauf des Teschins paßte.

Ferner war immerhin auffallend, daß Frank, fast unmittelbar nachdem der Mord bekannt geworden, eine Depesche an die Schwester der Forstmeisterin abgesandt hatte, mit der Aufforderung, sofort zu ihrer Schwester zu kommen, zumal da Frank, der, nach seiner eigenen Aussage, in letzterer Zeit mit der Familie keine Fühlung gehabt haben wollte, jenes Telegramm also ohne speziellen Auftrag abgesandt haben mußte.

Da war es doch mehr als wahrscheinlich, daß hier Beziehungen vorlagen, die auf eine frühere Besprechung schließen ließen, oder ihm die Berechtigung verliehen, aus eigener Machtvollkommenheit zu handeln.

Dann war weiter der Umstand, daß Frank vor wenigen Tagen auf dem Wege, wo der Mord stattgefunden, gesehen worden war, und ebenso die Forstmeisterin, zwar nicht zusammen, aber immerhin nahe genug, um — bei dem umlaufenden Gerücht früherer und noch jetzt bestehender Beziehungen zwischen Frank und der jungen Frau — auf ein stattgefundenes Stelldichein schließen zu lassen, während der ahnungslose Gatte seinen Berufsgeschäften oblag. — Konnte dabei der Mordplan nicht näher verabredet sein? Hatte vielleicht die Gattin den Gatten durch geschickt hingeworfene Worte selbst auf den Weg gesandt, auf dem, wie sie wußte, der Mörder sein Opfer erwartete? — Entsetzlicher Gedanke! Aber wer ermißt die Untiefen eines von Leidenschaft durchwühlten Herzens! Und zu welcher Unthat ist ein solches fähig!

Und ein weiterer Umstand: Das geschossene Wild blieb liegen, Keiner kam es zu holen, obgleich dessen Auffindung völliges Amtsgeheimniß geblieben war und daher der Thäter, ausgenommen wenn er nicht zugleich der Mörder wäre, nicht gut von einer Ueberwachung desselben etwas wissen konnte.

„Konnte aber," so kombinirte der Richter weiter, „der Assessor nicht selbst das Wild erlegt haben, um so die schauerliche That, als von Wilderern begangen, der Behörde nahe zu legen? Ja, hatte nicht Frank selbst eine solche Darstellung dem Gerichtsrath gegenüber versucht?"

Es war doch wohl recht gethan, Frank vorerst in Untersuchungshaft zu nehmen, gar zu Vieles sprach für dessen Schuld. Inzwischen sollten die Beobachtungen und Nachforschungen nicht aufgegeben werden, um Licht in das Dunkel zu bringen. War Frank unschuldig, so würde der Mörder durch des Ersteren Verhaftung nur sicher gemacht und sich durch irgend eine Unvorsichtigkeit vielleicht verrathen.

Aus der Provinzial-Hauptstadt wurde ein tüchtiger Kriminalpolizist beordert, welcher die Nachforschungen in die Hand nahm und dem Polizeidiener und Gendarmen zur freien Verfügung gestellt wurden.

Inzwischen war der Forstmeister unter allgemeiner Theilnahme zur Erde bestattet worden.

Julie hatte in stillem, lautlosem Schmerz den Trauerfeierlichkeiten beigewohnt und ebenso still die Beileidsbezeigungen der Bekannten entgegengenommen. „Sie sieht mitgenommen aus, sie scheint sich den Tod ihres Mannes zu Herzen zu nehmen," sprachen einige Wohlmeinende. „Vielleicht ist es auch die Schuld und die Angst vor den Folgen, was sie zu Boden drückt," hinwiederum Andere . . .

Bei Elly's unerwarteter Ankunft hatte Julie diese stumm in die Arme geschlossen.

„Meine arme, arme Julie!" hatte Elly unter Thränen ausgerufen.

„Du weißt?" hatte darauf die junge Wittwe gefragt.

„Geschah es nicht in Deinem Auftrag, daß Frank mir telegraphirte?" hatte diese entgegnet.

Julie schüttelte den Kopf. „Nein, aber ich bin ihm dankbar dafür."

Auch zu den beiden einsamen Frauen drang die Nachricht von Frank's Verhaftung. Elly hatte im Vorbeigehen an der Küche ein Gespräch der Dienstboten belauscht.

Voll Entsetzen war sie bei den ersten vernommenen Worten stehen geblieben. „Wißt Ihr schon," — hatten die Worte des Landboten gelautet, welcher für die Landbevölkerung allerlei Besorgungen in der Stadt ausführte und nun auf dem Rückwege im Forstmeisterhause eingekehrt war — „man hat den Assessor Frank eingesteckt, er soll den Forstmeister erschossen haben."

„Den Assessor!" hatten die weiblichen Dienstboten aufgeschrieen. „Unmöglich!"

„Warum unmöglich?" hatte die Gegenrede gelautet. „Er ist verliebt in die gnädige Frau und hat sie gern heirathen wollen, und das konnte er nur, wenn der Forstmeister todt war."

„Ist es denn menschenmöglich?" hatte darauf die Köchin ausgerufen. „Solche Schlechtigkeit!"

Weiter hatte Elly nichts gehört. Wie von Furien verfolgt, war sie von dannen gestürzt. „Nein, nein, es kann ja nicht sein, sage, daß es nicht wahr ist! Sage nein!" rief sie der Schwester zu.

„Aber, Kind, was soll nicht wahr sein, was kann nicht sein?" hatte Julie gefragt.

„Daß Ihr Euch liebt, daß Ihr Euch heirathen wollt und daß Dein Mann darum sterben mußte!"

„Aber, Kind, bist Du von Sinnen?"

„So wäre es nicht wahr — Du liebst Frank nicht, hast ihn nicht zu dem Morde angestiftet?"

„Elly, komm zu Dir, bedenke, was Du redest."

„O, der Gedanke macht mich ja wahnsinnig! So schwöre doch, so sage doch einfach, nein!"

„Nun denn, nein."

„Nein? — O, dann verzeihe, verzeihe, daß ich nur einen Augenblick an Dir zweifeln konnte!"

„Aber nun laß mich endlich wissen, was Dich so in Aufregung brachte, wie Du auf solchen wahnwitzigen Gedanken kommst."

(Fortsetzung folgt.)

Für unsere Frauen.

Allerlei für Mütter.

Nachdruck verboten.

(Schluß.)

II.

Einschläfern.

Noch immer giebt es unzählige Familien, in denen das Einschläfern der Kinder Brauch ist, was ja nur eine Angewohnheit und leicht zu vermeiden ist. Da muß, wenn die Zeit des Schlafens kommt, die Wärterin oder Mutter halbe oder ganze Stunden lang noch am Bett der Kleinen zubringen, entweder dieselben einsingen oder einfahren oder gar umhertragen, bis sich endlich die kleinen müden Augen schließen.

Je älter die Kinder werden, umso schwieriger wird es, ihnen diese Gewohnheit zu nehmen. Ja, einmal an das Einsingen und Einfahren gewöhnt, schlafen sie gar nicht anders mehr ein, so daß es der äußersten Willenskraft bedarf, um sie von diesem sehr viel Zeit und Wartung beanspruchenden Brauch wieder zu entwöhnen.

Wie viel einfacher dagegen ist das Zubettgehen der Kleinen, wo diese Gewohnheit nicht herrscht. Von den ersten Tagen an werden da die wohl versorgten Kinder in ihr Bettchen gelegt und sich selbst überlassen; nach kurzer Zeit schon haben sie sich an diese Behandlung gewöhnt und liegen gewöhnlich schon nach einer keinen Viertelstunde im tiefen Schlafe. Sind die Kinder älter, so wird man sie zuweilen noch in ihrem Bettchen singen und summen hören, bis der Gesang allmählich verstummt.

Auch bei so gewöhnten Kindern werden ab und zu Tage kommen, an denen der Schlaf sie flieht und sie ängstlich nach der Mutter oder der Wärterin rufen oder auch zu weinen anfangen; dann genügen aber einige beruhigende Worte oder ein kurzes Verweilen am Bettchen, um sie zur Ruhe zu bringen.

Allerdings gehört zu einer solchen Gewöhnung die äußerste Regelmäßigkeit, ebenso pünktlich, wie die Essenszeit, muß auch die Zeit des Schlafens inne gehalten werden, und vor Allem sorge man dafür, daß die Kleinen zum Schlafen nur hingelegt werden, wenn sie wirklich müde sind. Bei einiger Aufmerksamkeit und vernünftiger Eintheilung wird sich bei jedem Kind eine Regelung des Schlafes anerziehen lassen.

Anfangs hat man bei einer solchen Behandlung der Kinder vielleicht ein wenig mehr Mühe und Last, als im anderen Falle; haben sich dieselben aber erst einmal an Einschlafen ohne Einschläfern gewöhnt, so wird man reichlich für seine Mühe belohnt.

III.

Der schwarze Mann.

Wie oft hört man kleinen Kindern gegenüber die Drohung: „Wenn Du nicht gehorchst, kommt der schwarze Mann!" Wohl nie überlegt sich so eine unbedachte Wärterin, welches Unheil sie damit anrichtet. Erst durch solch thörichtes Gebahren lernt das von Natur furchtlose Kind sich fürchten!

Jede Mutter weiß, welche Rolle die Einbildungskraft bei Kindern spielt. Und wie erfinderisch sind manche Mütter, Großmütter und Wärterinnen darin, die Phantasie der Kleinen mit haarsträubenden Hexen- und Zaubergeschichten, mit Zerr- und Schreckbildern zu beleben, daß es uns nicht Wunder nehmen darf, wenn solch' ein Kind nicht wagt, Abends über den finsteren Hausflur oder nach Sonnenuntergang bis zum Nachbar zu gehen. Das Kind glaubt ja hinter jedem Baum oder in der finsteren Ecke einen Räuber oder Kobold zu sehen.

Die Mutter sollte Alles unterlassen, was die ohnehin rege Einbildung des Kindes übermäßig anstrengen würde. Sie verbiete der Wärterin auf's Strengste, das Kind mit furchterregenden Erzählungen zu unterhalten. Wo es aber thunlich ist, lasse man das Kind die ihm Furcht einflößenden Gegenstände genau betrachten und erkläre ihm die Ursache jeder Erscheinung, die das Kind erschreckt hat. Mit ganz anderen Blicken wird ein Kind einem Gewitter beiwohnen, wenn ihm Ursache und Nutzen desselben erklärt worden ist. Bei kleinen Kinder genügt in den meisten Fällen, selbst keine Furcht zu zeigen.

Ein weiteres Mittel, die Aengstlichkeit der Kinder zu beschwichtigen, besteht aber darin, Gottesfurcht in das kindliche Herz zu pflanzen. Es weiß dann, daß es nie allein, sondern stets unter Gottes Schutz ist, von dem Alles, auch das ihm Unbegreifliche, kommt.

Verantwortlicher Redakteur: Julius Theiß, Druck u. Verlag: Alexander Wiede, Beide in Chemnitz.

Kleine Botschaft

Nr. 36. Beiblatt zum „Chemnitzer General-Anzeiger" und zum „Sächsischen Landboten". 1899.

Das Blut.

„Im Blut ist des Leibes Leben", sagt die Heilige Schrift. Es gehört zum Leben eines lebendigen Wesens, Stoffe in sich aufzunehmen und zu verwandeln, Verbrauchtes ab- und auszuscheiden. Bei diesem Vorgang spielt im menschlichen und thierischen Leibe das Blut die wichtigste Rolle. Es ist überall im ganzen Körper vorhanden, außer in der Oberhaut, in den Nägeln und den Haaren, und es ist überall in einer Bewegung begriffen, deren Geschwindigkeit die des schnellsten Eisenbahnzuges erheblich übertrifft.

Nirgends aber fließt das Blut frei durch die Gewebe des Körpers, sondern es ist überall in röhrenförmige Gefäße eingeschlossen, die sich wie ein Baum aus starken Stämmen verästeln und verzweigen. Wir nennen sie bekanntlich Adern. Man braucht nur seine Hand anzusehen, um ihrer eine ganze Menge unter der Haut wahrzunehmen; man braucht nur den Finger auf die bekannte Stelle an der inneren Handwurzel zu drücken, um die stoßweise erscheinende Bewegung des Blutstromes zu spüren. Die feinsten Verästelungen der Blutgefäße sind aber so fein, daß wir sie mit bloßen Augen nicht wahrnehmen können. Diese werden Haargefäße genannt und sind bei der wichtigen Arbeit des Blutes ganz besonders wichtig.

Wie Blut aussieht, braucht man keinem Kinde zu beschreiben. Aber nicht jeder Erwachsene hat Gelegenheit gehabt, sich durch den Augenschein zu überzeugen, daß es zweierlei Blut giebt und daß jede von beiden Arten aus zwei leicht zu sondernden Bestandtheilen zusammengesetzt ist. Jemand schneidet sich in den Finger. Das Blut quillt langsam aus der Wunde heraus. Läßt man es in eine weiße Porzellanschale tropfen, so zeigt es die bekannte dunkelrothe Farbe. Ein fester Druck mit dem Finger auf die verletzte Stelle — und in ganz kurzer Zeit hört das Blut auf zu fließen. Ein anderes Mal kommt ein Schnitt oder tiefer Riß dicht daneben, wo jene Wunde war: diesmal dringt das Blut stoßweise, in kleinen Pausen mit einem starken Strahl heraus und seine Farbe ist bedeutend heller; es will sich auch gar nicht so leicht stillen lassen. Jenes nennt man venöses, dieses arterielles Blut, nach den beiden Arten von Adern, von welchen die Venen zum Herzen hin, die Arterien vom Herzen weg führen. Da es nun aber auf der Blutbahn nirgends, wie so häufig bei Eisenbahnen und Pferdebahnen, eine Kopfstation giebt, sondern das Ganze eine Ringbahn bildet, mit dem Herzen als Zentralbahnhof, so müssen an verschiedenen Stellen die Venen zu Arterien werden, — man kann auch auf Deutsch sagen: Die Blutadern zu Schlag- oder Pulsadern, und umgekehrt, und diese Uebergangsstellen werden von den vorhin genannten Haargefäßen gebildet, die sich netzartig ausbreiten, an den Stellen, wo das arterielle Blut zu venösem wird, und umgekehrt.

Sehen wir uns, ehe wir weitergehen, erst einmal an, was inzwischen aus dem in der Porzellanschale aufgefangenen Blute geworden ist, einerlei, ob es langsam aus einer Blut- oder aber stoßweise aus einer Schlagader geflossen ist. Es ist nicht mehr eine gleichartige rothe Flüssigkeit, sondern oben steht eine Schicht von wässeriger klebriger Beschaffenheit und schwachgelblicher Farbe, darunter liegt eine dunkelrothe, gallertartige Masse, welche die innere Form des Gefäßes angenommen hat, in dem sie enthalten ist. Man nennt sie den Blutkuchen; er besteht aus Faserstoff und aus den sogenannten Blutkörperchen, die, so lange das Blut im Körper umläuft oder ganz frisch aus einer Wunde kommt, in der vorhin erwähnten schwachgelblichen Flüssigkeit gleichmäßig vertheilt sind, sich bei längerem Stehen aber mit dem Faserstoff absondern. Das meint man, wenn man vom Gerinnen des Blutes spricht, einer sehr wichtigen Eigenschaft, mittelst deren sich von selbst auf einer blutenden Wunde, wenn nicht eine Hauptschlagader verletzt ist, eine dicke, undurchdringliche, braunrothe Kruste bildet, mit welcher die Heilung beginnt.

Die Blutkörperchen — es giebt deren außer den rothen in unserem Blut auch weiße, aber